

# Sonntag

35. Jahrgang. ♦ Nr. 37

Beilage zum „Vorwärts“ Berliner Volksblatt

Berlin, 29. September 1918

## Bruder Mensch.

Warum ich dich liebe, Bruder, frage mich nicht.  
Du trägst, wenn du im Glüd aufblühst, Gottes Angeficht.  
Du bist, wenn du stark bist, ein Meer von Licht,  
und wenn dein Mund, Mund meines Herzens spricht,  
ist's eine heilige Freiheitsmusik.

Aufhorchen die Sklaven, die Ketten tragen,  
und heben gebeugte Häupter zum Himmel und fragen:  
warum sie entfagen.

Dein Glüd ist, wenn du gut bist, der Menschen Glüd,  
und dein blutendes Herz reißt die Armen  
aus ihrer Not und hat heißes Erbarmen.

Schöpfer du, erschaffe im Menschen die Welt!  
Lichtbringer du, einziger, der sehnennden Atems  
sich unter die blühenden Sterne stellt:  
Werde du! Aufbreche dein Wille zur Herrlichkeit  
des Jähs und der Welt, die er brausend befreit!

Gans Gatzmann.

## Bulgariens Volkswirtschaft.

von Adolf Werner.

Das Friedensgejuch Malinoffs hat die Augen ganz Deutschlands auf Bulgarien gerichtet, das durch seine plötzliche Drehung östlich seinen Freunden in Deutschland eine ernste Enttäuschung bereitet hat. Indessen ist im Augenblicke noch nichts entschieden. Deutsche Truppen sind in Sofia eingetroffen. Politisch wird entscheidend sein, ob die Entente auf das bulgarische Angebot eingeht und durch weitreichende Zugeständnisse Malinoffs Vorgehen rechtfertigt; geschieht dies nicht — und die Entente scheint in der Tat die Rolle der Spröden spielen zu wollen —, so muß der Ministerpräsident das Feld räumen. Allein auch in dem noch immer unsicheren Fall, daß sich alles zum Guten wendet, bleibt eine schmerzhaft Wunde zurück, deren Narbe noch lange sichtbar sein wird.

Bulgariens politische und wirtschaftliche Bedeutung liegt in seinem Charakter als Durchgangsland, den die deutsche und österreichisch-ungarische Heeresleitung auch durch die schnelle und erhebliche Verstärkung der dort stehenden Armeen gewürdigt haben.

Bulgariens wirtschaftliche Eigenbedeutung ist nicht allzu groß. Es ist ein Kleinhäuerland mit einer noch recht primitiven technischen und menschlichen Kultur. In gewissem Sinne ist der Krieg ein Kulturvermittler gewesen. Er hat Hunderttausende von Bulgaren aus ihrer bäuerlichen Abgeschlossenheit herausgerissen, mit deutschen und österreichisch-ungarischen Waffengeräten zusammengebracht, mit den technischen Mitteln der modernen Kriegführung vertraut gemacht und dadurch sicher auch auf die Mentalität eingewirkt. Viele Hunderte von Bulgaren sind nach Österreich und nach Deutsch-

land gekommen und haben aus dem Vergleich mit dem, was sie hier gesehen und erlebt haben, und den zurückgebliebenen Verhältnissen ihrer Heimat starke reformatorische Anregungen geschöpft.

Die Landwirtschaft beschäftigt etwa 85 Proz. der gesamten Einwohnerzahl. Die meisten Bauern besitzen nur etwa 1/2 bis 2 1/2 Hektar. Die Fläche des ganzen Landes beträgt 9,6 Millionen Hektar. Davon werden 3,6 Millionen bebaut und etwas über 3 Millionen sind Wäldungen. Gebaut werden besonders Weizen und Tabak. Ein Hauptausfuhrartikel des Landes ist das vielgenannte bulgarische Rosenöl.

Entsprechend dem durchaus kleinbäuerlichen Charakter des Landes hat die Viehzucht und Geflügelhaltung ganz besondere Bedeutung. Wie in Deutschland das Schwein, so ist in Bulgarien das Schaf für die Volksernährung von großer Wichtigkeit. Der Eierexport war schon im Frieden in starker Entwicklung.

Es herrscht die Naturalwirtschaft noch durchaus vor, in der die bäuerliche Familie ihren Bedarf selbst deckt. Der Marktverkehr, die Kommerzialisierung der Landwirtschaft ist noch wenig entwickelt. Vielfach weicht der Bulgare sogar die Erzeugnisse seines Bodens nicht zu verwerfen. So gehen große Mengen alljährlich zugrunde, besonders Pflaumen, die nicht einmal zu Schnäpjen gebraunt werden. Die Bodenbestellung ist rückständig und geschieht mit den einfachsten Mitteln noch ganz im Altväterweise. Der Einfluß der Witterung auf den Ernteertrag ist sehr stark. Leider ist der Ertrag der Ernte dieses Jahres infolge der großen Trockenheit arg zurückgeblieben. Die Preise, die durch den Zwischenhandel schon sehr stark getrieben worden sind, erfahren dadurch eine weitere Erhöhung, so daß das allgemeine Preisniveau mindestens so hoch wie in Deutschland, vielfach aber noch höher ist. Bei dem naturalwirtschaftlichen Charakter des Landes fällt es dem Städter natürlich sehr schwer, mit seinem Einkommen der Preissteigerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, und dem Bauer, der der industriellen Produkte nachzukommen. Das hat sicherlich sehr viel zu der weitverbreiteten Mißstimmung beigetragen, die der Hintergrund des Friedensgejuches gewesen ist. Eine empfindliche Anapathie besteht nur an Körnerfrüchten, die aber gerade deshalb von ausschlaggebender Bedeutung ist, weil das Brot noch mehr als in anderen Ländern ein Hauptnahrungsmittel ist. Fleisch und Eier sind dagegen reichlich vorhanden, wenn auch zu hohen Preisen. Der Preis der Eier, die noch in besonders großer Zahl erhältlich sind, in denen sich also noch so etwas wie freie Konkurrenz entwickeln kann, beträgt in Sofia ungefähr 50 Pf. für das Stück.

Ganz ähnlich wie in Österreich hat man in Bulgarien behauptet, die Teuerung sei durch große Exporte nach Deutschland verschuldet. Daran ist kein Wort wahr. Deutschland hat aus Bulgarien niemals wesentliche Mengen landwirtschaftlicher Produkte bezogen. Wenn gelegentlich Exporte stattfanden, so geschahen sie ausschließliche. Die sozusagen geliebten Lebensmittel wurden nach der Ueberwindung der für ihren Transport verantwortlichen Schwierigkeiten prompt zurückgeliefert oder kompensiert. Als Malinoff das Ministerium Radostawow ablöste, glaubte er aber an die Volkstimmung Zugeständnisse machen zu müssen, erließ scharfe Ausfuhrverbote und ordnete eine strenge Grenzüberwachung an. Der Zwischenhandel hat im Kriege in Bulgarien

genau so wie in Deutschland gewaltige Verdienste eingeholt. In Sofia, vor dem Kriege eine typische Balkanstadt mit ungefähr 100 000 Einwohnern, werden 130 Kriegsmillionäre gezählt. Dieser Wandel der sozialen Schichtung des Volkes scheint die Integrität des Beamtenstandes etwas erschüttert zu haben. Als Radostawow abdankte, wurden gegen zahlreiche Beamte Strafverfahren eingeleitet, die teilweise zu empfindlichen Verurteilungen geführt haben. So wurde über den früheren Bürgermeister von Sofia eine längere Kerkerstrafe verhängt.

Die Industrie ist sehr wenig entwickelt. Im Jahre 1906 wurde das insgesamt angelegte Kapital auf 36 Millionen Frank geschätzt, wovon fast die Hälfte auf die Verarbeitung von Lebensmitteln und Getränken entfällt. Die Zahl der beschäftigten Personen wurde mit ungefähr 7000 angegeben. An Mineralien werden vorläufig nur Mangan, Kupfer, Kaolin und Kohle gewonnen. Auch der Kohlenabbau geschieht in durchaus rückständigen Produktionsformen. Das ausgiebigste Kohlenbergwerk, das bei Pernik liegt, wird jetzt vom Staate betrieben. Später soll seine Ausbeutung durch die Bank für Bergbau und Industrie erfolgen, einer Gründung der bulgarischen Kreditanstalt. Der Staat wird an dem Gewinn beteiligt sein. In neuester Zeit werden die Wasserkräfte auf ihre Verwendbarkeit geprüft. Bei dem relativen Mangel an Kohle liegt ihre Ausbeutung zur Gewinnung von Elektrizität sehr nahe.

Ähnlich wie in allen Kriegführenden Ländern haben die großen Kriegsgewinne auch in Bulgarien die Unternehmungs- lust gewaltig angestodert, die sich in Tabakgeschäften und in Gründung von Banken äußert. Diese Banken besorgen aber nicht allein Geldgeschäfte, sondern haben fast stets eine Warenabteilung angegliedert, die in vielen Fällen sogar die Hauptsache ist. Die Preise für Tabak wurden so ungeheuer getrieben, daß die Mittelmächte zeitweise ihre Einkäufe einstellen.

Vor dem Kriege spielte im bulgarischen Außenhandel Österreich die erste Geige. Deutschland war ihm aber hart auf den Fersen und steigerte seine Einfuhr viel rascher als Österreich-Ungarn, was in der verbündeten Donaumonarchie nicht eben freudig begrüßt wurde.

Die finanziellen Beziehungen Deutschlands zu Bulgarien sind viel loser und unbedeutender, als etwa die zu Rumänien. Selbstverständlich hat das Deutsche Reich im Krieg bedeutende Aufwendungen für den Bundesgenossen übernommen. Private Geldinstitute sind dadurch nicht unmittelbar berührt.

Besonders rege Geschäftsbeziehungen zu Bulgarien hat die Diskontogesellschaft unterhalten. Die bulgarische Kreditbank, die während des Krieges ihr Kapital auf 10 Millionen Frank erhöht hat, steht mit ihr in engem Zusammenhang. Sie ist aber eine Gesellschaft bulgarischen Rechtes und hat sehr erhebliche bulgarische Depositionen. Während des Krieges hat auch die Deutsche Bank eine Filiale in Sofia eröffnet.

Bulgarien ist von der Natur nicht übermäßig reich bedacht. In harter Arbeit müssen seine Söhne dem Boden ihr tägliches Brot abgewinnen. Die Zukunft seiner Volkswirtschaft ist eng mit der Entscheidung darüber verknüpft, ob der Durchgangsverkehr von den Mittelmächten

## Moppchen.

von E. M. Trajan.

Sie hieß mit ihrem richtigen Namen Elfride Hilger und war die Witwe eines im Kriege gefallenen Landwirthmannes, aber ihre Kolleginnen in der großen Druckerei nannten sie wegen ihres runden Gesichts und ihres freundlichen Wesens nicht anders als Moppchen. Und das war ein Kose- und Ehrenwort zugleich, denn auch ihr verstorbenen Mann hatte sie so genannt. Moppchen war beliebt in der ganzen Druckerei. Um sie mehr mußte man sich wundern, daß sie mit ihrem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Buchbindermeister Gerber, sich durchaus nicht streiten konnte. Sie behandelte ihn sehr wie einen alten Bekannten, und er achtete sich, indem er ihr auch die kleinste und unbedeutendsten Verfehlungen so laut und heftig wie möglich vorstellte. Der Saal VIII, in dem Moppchen und der ihr ungenügend gekannte Meister zusammen arbeiteten, kannte das Verhältnis der beiden und sah es nicht ungern, wenn das schlagfertige Weibchen dem wügelnden Meister mit der rechten Antwort diente.

Eines Tages aber wurde es bitterer Ernst. Die Druckerei druckte Fleischkarten. Moppchen hatte, wie auch andere Kolleginnen, zu zählen und dann die fertig gezählten Stöße weiterzugeben. Es war gleich Mittagzeit, Moppchen hatte ihren Stoß abgeliefert und riefelte ein bißchen herum, um die letzten Minuten auszufüllen. Da kam aus der Vorderei die Meldung: In dem letzten Pack fehlen die letzten drei Karten. Karten. Gerber fragte: „Wer hat zuletzt abgeliefert?“ Moppchen meldete sich. „Aha“, sagte Gerber hochbefriedigt, die Freundin einmal bei einem ganz schweren Vergehen abgesehen zu haben und in der Hoffnung, sich ihrer nunmehr schnell entledigen zu können, da rüden Sie mal gefälligst mit den drei Karten raus, die Sie gefallt haben. Sie denken wohl, ich merke das nicht. Et kommt alles an den Tag. Also los, nicht lange fackeln.“

Moppchen sah den erregten Mann lächeln an: „Was ist denn? Was wollen Sie schon wieder von mir? Sie können aber auch nicht eine Minute Frieden halten. Ich habe nichts, damit wollte sie sich abwenden, denn die Glocke läutete zur Mittagzeit.“

Gerber aber sprang herzu und griff die Frau hart an: „Woll'n Sie zu jefälligst die hellsten Karten hergeben, ja oder nein?“ Die Frau rief sich los: „Drei Schritt vom Leibe, sonst...“ Sie machte eine nicht mißzuverstehende Bewegung mit der Hand.

Gerber war während: „Schön, also Sie wollen mich. Denn werde ich dem Schick sagen, daß er Leibesvisitation vornehmen läßt. Sie verlassen nicht den Raum und den Platz, bis ich wieder komme.“ Damit sprang er ab.

Die Kolleginnen umdrängten die Freundin. Es tat ihnen allen

leid, daß gerade Moppchen so reinfiel. Während die Stimmen aufgeregt hin- und hergingen, kam ein Junge aus der Vorderei und brachte die fehlenden drei Karten; sie waren beim Abpressen an dem oberen Stempel kleben geblieben. Alles stmete auf, lachte und gratulierte Moppchen zu ihrer Ehrenrettung. Da kam Gerber, hochrot wie ein gejottener Krebs, angeleust und schrie schon weitern: „Frau Hilger, sofort zum Chef kommen.“

„Es nicht nötig, die Karten sind ja schon da,“ sagte er ihm von allen Seiten entgegen. Moppchen stand gelassen in schöner Ruhe da und sah ihrem Widersacher spöttisch lächelnd an: „Na, Herr Gerber, was nu noch? Wollen Sie mich noch leibesvisitieren lassen. Des könnt Ihnen wohl so passen, womöglich dabei sein und zusehen, wie?“

Der ganze Saal lachte und der Meister zog verblüfft, im Anblicke derbißene Gut, ab, um dem Chef die Aufklärung der Sache zu berichten.

Die Mittagzeit war vorüber. Saal VIII arbeitete wieder wie zuvor, nur daß die Stimmung äußert angeregt war. Moppchen war der Gegenstand süßer und offener Huldigungen der Kolleginnen. Auch aus anderen Sälen kam dieser und jener und machte sich im Saal VIII Gemerbe, um mit Moppchen oder über sie zu sprechen, denn über Mittag hatte sich die Geschichte herumgeredet. Gerade stand die kleine Frau und plauderte ein bißchen mit einer jungen Frau aus Saal VII, da schrie Gerber durch den ganzen Raum: Frau Hilger, nach Paragraph acht der Verordnungen darf während der Arbeit nicht gesprochen werden. Richten Sie sich jefälligst danach. Aber daß, sage ich.“

Die beiden Frauen lächelten sich vieljodend an und verabschiedeten sich. Moppchen arbeitete schweigend weiter. Aber ein jeder merkte, daß Gerber in der Luft lag. Wann würde es zur Entladung kommen?

Nach etwa zehn Minuten kam der Maschinenmeister der Rotationsmaschine III und ließ sich mit Gerber in ein längeres Gespräch ein über Kaninchenzucht im allgemeinen und über die sonderbare Tatsache im besonderen, daß die Karnikel in diesem Jahr so früh den Winterpelz bekommen. Es war also eine rein persönliche Besprechung, die die beiden Männer hatten. Unter andern Umständen hätten die Anwesen von Saal VIII nichts dabei gefunden, denn wenn der Meister sich unterhielt, paßte er weniger scharf auf, und die Mädel und die Frauen konnten mal einen Scherz riskieren! Diesmal war es anders, denn die private Unterhaltung gewann Beziehung zu der Mäge, die dem Moppchen so schonungslos erteilt worden war. Moppchen erlief aus ihren Worten bald, und als sie in die Nähe des Meisters kam, da sagte sie laut, daß es der ganze Saal hören konnte: „Ja, denke, der Meister soll mit jurem Beispiel vorangehen.“

Wieder hatte sie, wie immer, die Lohr auf ihrer Seite. Aber diesmal ging die Sache nicht gut aus. Gerber, rasend vor Wut, brüllte mit aller Kraft: „Halten Sie Ihre freche Schnauze, Sie Frauenzimmer...“

Die Menschen im Saal hielten den Atem an. Aber ehe man recht wußte, was geschah und wie es geschah, hatte Moppchen eine ihr zur Hand liegende Kette ergriffen und hieß sie dem Meister über den Kopf. Kolleginnen sprangen herzu und rissen ihr die Kette aus der Hand. Der Meister hatte sich den Kopf durch den vorgehaltenen Arm geschützt, aber er war bleich geworden. „Schön,“ sagte er heiser, „das los! Jesagnis. Das soll Ihnen nicht geschenkt werden.“ Damit ging er hinunter ins Kontor.

Moppchen setzte sich auf einen Ballen. Langsam löste sich die Spannung in ihrer Seele. Sie weinte leise: „Warum reizt er mir auch so immerzu.“

„Laf man Moppchen,“ trösteten die Kolleginnen, „wir halten zu Dir. Dir kann nicht passieren.“ Die Rechtslage wurde erregt erörtert. Dann kam Gerber, die Papiere Moppchens in der Hand: „So, hier... Sie verlassen sofort den Saal und das Haus. Das andere wird sich finden...“

„Ja, das andere wird sich finden,“ rief eine Stimme aus dem Hintergrund. Gerber achtete es nicht.

Moppchen machte sich fertig zum Gehen. Eine der Arbeiterinnen hatte den Saal verlassen, ohne daß Gerber es gewahrt geworden. Eine seltsame Unruhe lag in der Luft. Gerber hatte nur Augen für Moppchen. So sah er auch nicht, daß die Arbeiterin wiederkehrte, herumging und leise mit den Kolleginnen sprach. Blödsicht sagte er: „Kann, was ist denn los? Seid ihr verrückt geworden? Los! Arbeiten! Er sah nämlich, wie die Mädchen und Frauen sich anordneten, die Arbeit liegen zu lassen und sich anzuleiden. Die Arbeiterinnen sagten gar nichts, sondern machten sich fertig zum Weggehen. Nur die Frau, die vorher herausgegangen war, trat zu Gerber und sagte ruhig: „Wir erklären uns solidarisch mit Moppchen. Wenn sie geht, gehen wir auch!“

Gerber pff: „Ach so, aus der Ecke weicht den Wind. Na, wie ihr wollt. Bis ich wiederkomme, verläßt die den Saal.“ Spornreich rannte er fort, um im Kontor die Arbeitsniederlegung zu verhindern. Indessen zogen sich die Arbeiterinnen ruhig weiter an und verließen einzeln oder in Gruppen den Saal, der bald leer lag.

Während Gerber mit dem Chef sprach und zu seinem Verdruß heftige Vorwürfe einreden mußte, kam der Meister von Saal VII und teilte mit, daß auch bei ihm die Frauen die Arbeit niederlegten. Als Grund wurde angegeben, die Kollegin Hilger sei erst beschuldigt worden, gestohlen zu haben, ohne daß man ihr, nachdem sie ihre Unschuld herausgestellt, Genußung gewährt habe. Weiterhin aber lasse das Benehmen des Meisters Gerber jede Achtung ver-

nach Vorderasien von feindlichen Einflüssen bewahrt bleibt. Geschicht dies, so bleibt Bulgarien an einer Hochstraße des Weltverkehrs. Wird die Verbindung zwischen Mitteleuropa und Vorderasien unterbrochen, so versinkt Bulgarien in seine frühere Bedeutungslosigkeit. Bulgarien selbst trägt sein Schicksal in seinen Händen.

## Grenzen des Lebens.

Von Dr. Popik.

Alles Lebende trägt den Keim des Todes in sich. So lange der Mensch sich über sein Leben Rechenschaft gab und sein Augenmerk auf seine Umgebung lenkte, mußte ihm diese Erfahrungstatsache überall entgegen treten. Was im Frühlingssommer blühte und duftete, das reifte der Herbst und das vernichtete des Winters rauhe Gewalt. Was in kräftiger Jugend erblühte, ersarnte als Mann, das raffte das Greisenalter unfehlbar dahin, gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Und doch liegt es in der Natur des Menschen, sich gegen den Tod zu wehren. Schon in uralten Zeiten fiel es ihm schwer, sich vorzustellen, daß eine Stunde kommen sollte, die all die Wünsche, all das Streben, all die Kraft des Lebens zum Stillstand bringen könnte. Der sehnlichstprophete Glaube an die Unsterblichkeit ist aus diesem Nicht-Verstehen-Lönnen eben so gut entsprungen wie der Glaube an die Geister, die nach dem Tode noch umgehen.

Wenn wir Menschen von heute an die Fragen des Todes herantreten, so verlangen wir Antworten von der Wissenschaft, der Sehnlichstprophete und die Geistesfürst verfährt bei uns nicht mehr. Die Tatsache des Erlösens der Lebenserscheinungen ist die alte Erfahrung geblieben, aber wir fragen jetzt, warum muß das Leben ein Ende haben?

Wenn auf der Erde einmal zu irgend einer Zeit die Verbindungen gegeben waren, daß aus den einfachen Elementen, den Urstoffen, sich Verbindungsgruppen höherer Zusammensetzung bilden konnten, die das Einseitige umfassen, so war damals die Möglichkeit gegeben, daß der Stoff auftrat, an den das Leben gebunden erscheint. Das Leben konnte auftreten, ja es mußte auftreten. An welcher Form immer es zuerst in die Erscheinung trat, abhängig war sein Verhalten von der Fortdauer der Bedingungen, die den Bestand der Elementarverbindung Lebensweiss gewährleisten. Veränderten sich die Bedingungen, so war damit notwendigerweise auch eine Veränderung der Zusammensetzung der Stoffgruppe verbunden. Die Anpassungsweite dieses bevorzugten Stoffes mußte die Grundbedingung sein für die Fortdauer der Erscheinungen, die als Kennzeichen des Lebens gelten. Und da sind es denn eine ganze Anzahl Bedingungen, die beachtenswerte Folgeerscheinungen mit ihren Veränderungen hervorbringen.

Von den gewaltsamen äußeren Einwirkungen, die gewiß eine große Rolle für das Auftreten des Todes spielen, wollen wir von vornherein absehen. Es ist klar, daß die Unterbindung der Zufuhr von Nahrungstoffen den Fortbestand des Lebens ebenso gut aufhebt, wie die Entziehung von Wasser oder Sauerstoff. Unter den Lebensbedingungen stehen gleichfalls in erster Linie bestimmte Temperaturen, deren Ueberschreiten das Aufhören des Lebens bewirkt, es sei denn, daß der Scheintot Keimert Lebewesen bei tieferer Kälte doch noch zum Leben erweckt wird, weil beim Aufhören der Kälteeinwirkung das Leben neu erwachen kann.

Was bringt der Hunger im lebenden Organismus zu Stande? Eine zeitlang, bald länger, bald kürzer existiert das Lebewesen, ob Pflanze oder Tier, noch sein Dasein auf Grund des Gehaltes seines Körpers an Nahrungstoffen, deren Abbau die Aufwendungen decken muß die von den Arbeitsleistungen des Körpers gefordert werden. Die Ausgaben an Energie müssen aber mit der Abnahme der verfügbaren Stoffe immer mehr eingeschränkt werden, und wenn nicht besondere Vorkehrungen getroffen werden, so verzehrt sich der Körper, das Leben erlischt. Nur da, wo die Verbrauchsmengen von Energie auf ein niedrigstes Maß herabgesetzt werden können, wie bei den Tieren, die einen Winterschlaf halten, und bei der großen Mehrzahl der Pflanzen, die im Winter die lebende Zelle eine geraume Zeit sich zu erhalten. In unter besonderen Umständen ist der Zeitabschnitt der Entbehrlichkeit von Nahrung sogar der Reichtum an reiferen Stoffumwälzungen. Aus den aufgespeicherten Stoffen, die von der Pflanze, der Rechenmaschine im Lebensgange des Schmetterlings, der Puppe hinterlassen werden, bilden sich neue, anderartige Lebensstoffe, die ein ganz neues Wesen mit ganz anderen Eigenschaften als die Pflanze hatte, entstehen lassen. Von diesen Ausnahmen abgesehen, können wir erfahrungsgemäß sagen, daß die Herabsetzung der Lebensvorgänge bis zum Erlöschen die Folge des Hungers sein muß. Daß menschliche Hungerkünstler etwa einen Monat ohne Nahrung sein können, allerdings auch ohne Körperliche und geistige Anstrengung, ist schon faunenswert. Die meisten Menschen und vor allen Dingen die Werte schaffenden tätigen Menschen halten das nicht aus, während etwa eine Riesenschlange über ein halbes Jahr ohne Nahrung bleiben kann.

Der Chef geriet in Wut, im Grunde weit mehr über seinen ungeklärten Verfall, als über die Arbeiterinnen, deren Ehrenspindeln ihm imponierte. Aber da kam auch schon eine neue Floßpost: Der Meister von Saal VI teilte mit, daß der halbe Saal bereits feiere.

„Gerber, sofort zum Arbeitsschweiss. Schnell! Das doch! Nehmen Sie ein Auto! Es war schon zu spät. Als Gerber ankam, wurde er frohlich empfangen: „Es tut uns leid, Ihr Betrieb ist bereits gesperrt. Wir können Ihnen keine einzige Arbeiterin abgeben.“ Gerber wußte, daß jetzt die Situation für ihn kritisch wurde. Ihm wurde schwindel, und der Schweiß tropf ihm von der Stirn. Das Telefon schrillte. Der Beamte nahm den Hörer, sah dann schnell zu Gerber und sagte in den Apparat: „Ja, er ist noch hier... Herr Gerber, Sie möchten an den Apparat kommen!“

Der Chef war es: „Hören Sie, Gerber, die Sache wird brenzlich. Eben fragt die Fleischartenkommission an, wann die Karten fertig sind. Was machen wir da. Haben Sie was erreicht?“

„Nein,“ murmelte der Meister in den Apparat.

„In des Teufels Namen, dann sagen Sie gefälligst, was ich machen soll,“ karrte der Chef erbost in den Apparat. „Sie wissen doch, daß man die Arbeiter wie ein rotes Ei anfassen muß. Ich will Ihnen was sagen, Gerber, machen Sie die Sache kurz, denn ich möchte die Aufträge nicht verlieren. Wir werden die Hilfer in einen anderen Saal tun, und Sie werden sich vorher bei ihr entschuldigen, während sie dann das Gleiche bei Ihnen tun kann... Gerber, sind Sie noch da?“

Gerber war noch da, aber er wußte nichts auf den Vorschlag zu sagen. Er sollte sich vor all diesen Mädchen und Frauen entschuldigen? Aber der Chef drängte und so sagte er schließlich: „Na gut, ich bin einverstanden.“

Am anderen Tag war dasselbe eifrige Leben und Arbeiten in den Sälen VI, VII und VIII wie nur je zuvor. Alles ging seinen steten ruhigen Gang. In der Frühstückspause kam der Chef selbst herauf, ging zum Meister Gerber und mit diesem zu Roppchen, bei der schon die Vertrauensperson ihres Verbandes war. Gerber brachte in ungelanten und auch widerstrebenden Worten seine Entschuldigung vor. Es wurde ihm entsetzlich sauer.

„Na, und Sie, Frau Hilfer?“ fragte der Chef.

„Ich ja schon gut und erliebt.“ sagte Roppchen, indem sie an Gerber vorbeisah. „Morgen geh ich ja schon zu Weisendorn u. Co., da hör ich ich nicht mehr.“

Gerber dachte, der Schling müsse ihn rühren. Da läßt er sich also erst zu einer Abbitte herbei, und dann versteht es diese Frau, sich um ihre Entschuldigung zu drücken. Das war denn doch... Roppchen hatte sich mit einem: „Du kann ich wohl weiter fröhlich“ von dem Chef verabschiedet. Es war nur zu klar: Roppchen hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Ganz ähnlich verhält sich das Lebewesen zum Sauerstoff, der für seine Atmung notwendig ist. Auch die Pflanze braucht unter allen Umständen Sauerstoff für ihre Lebensleistungen. Und doch gibt es niedere Lebewesen, die auch hier die Regel durchbrechen. Die Schwefelbakterien meiden nicht nur den Sauerstoff, sondern sie gehen und entwickeln sich in einer Umgebung von Schwefelwasserstoff, der für die überwiegende Mehrzahl der Lebewesen ein ausgeprochenes Gift ist. Aber ebenso wie im Winterschlaf die Nahrung verschmäht wird, sinkt bei den Winterschlafenden auch das Sauerstoffbedürfnis auf ein so niedriges Maß, daß die Atmung fast ganz aufhört. Und ein solcher Zustand kann gelegentlich Monate lang beibehalten werden, ohne daß das Leben zu erlöschen braucht.

Nahrungsentziehung und Atmungsunterdrückung spielt auch eine wesentliche Rolle bei den Lebewesen, die eine Trockenstarre durchmachen. Die Leistungen des lebenden Einzelwesens sind an die Gegenwart von Wasser gebunden, denn das Eiweiß ist ein flüssiger Stoff, wie uns jedes Pflanzerei lehren kann. Wenn nun die Möglichkeit der Wasseraufnahme ausgeschaltet ist, in den trockenen heißen Tropenregionen oder in den kalten Gegenden, wo im Winter das flüssige Wasser zu festem Gestein gefriert, so würde das Leben erlöschen müssen, wenn nicht Schutzanpassungen ertorben wären. Die Samenrüben unserer Pflanzen, unser ganzes Getreide gehört zu diesen besonders angepaßten Lebewesen. Bei der Reifung verlieren die Körner das ganze Wasser, das die lebenden Zellen während des Wachstums nötig hatten und bleiben doch noch lebendig; in einem Teile, dem Keime wird doch noch so viel Wasser aufgespart, daß er nicht einrotten kann. Verliert auch er das Wasser, so geht das Samenleben unfehlbar zu Grunde. Auch im Tierreich zeigen wir auf ähnliche Anpassungen. Selbst hoch entwickelte Tiere, der Molchfisch, die südamerikanische Riesenschlange Anaconda, das Krokodil verfallen regelmäßig oder gelegentlich in den Zustand der Trockenstarre in einem mehr oder weniger tiefen Erdrette.

Ganz eigenartig sind die Erscheinungen, die chemische Einwirkungen auf das Leben auslösen. Eine Anzahl chemischer Stoffe dürfen wir einfach als Gifte ansehen, denn sie sind imstande, das Leben zu schädigen oder zu zerstören. Und doch ist der Begriff Gift nicht unter allen Umständen mit demselben chemischen Körper zu verbinden, meistens nicht im landläufigen Sinne. Denn es gibt unter diesen Giften auch Stoffe, die in bestimmten Mengen geradezu das Leben angeregen infundieren sind. Die Wirkung als Gift ist eben abhängig von der Gabe, von der Menge, die dem Körper zugeführt wird. Aber auch ausgeprochenen Giften gegenüber verhält sich das lebende Eiweiß sich verschieden. Es gibt Tiere, die mit besonderem Genuß Tollkirschen fressen oder von den giftigen Beeren des Seidelbafes sich nähren, ja die in ihrem Leibe eine Verdauung zur Erzeugung außerordentlich scharfer Gifte beherbergen. Flußsäure, Ameisensäure, selbst Schwefelsäure findet sich da innerhalb des Organismus, ohne ihm zu schaden.

So mannigfaltig nun auch diese äußeren Todesursachen sind und so verschieden ihre Wirkungen ausfallen mögen, sie reichen doch nicht hin, um die Gesamtheit der Grenzen des Lebens aufzuheben.

Die Forscher des vorigen Jahrhunderts, die von den äußeren Todesursachen durchaus nicht bestritten waren, suchten nach inneren Ursachen für das Absterben der Pflanzen und Tiere und insbesondere des Menschen. Noch heute gibt es Forscher, die ablegen, daß es eine Eigenschaft des Lebensstoffes sei, nach bestimmter Zeit der Auflösung zu verfallen. Sie schreiben das Ende des Lebens der Gesamtmenge Keimert unmerklicher Schädigungen zu, die im Laufe der Zeit den Aufbau des Organismus untergraben und schließlich den Zusammenbruch herbeiführen sollten. Eine solche Auffassung hat viel Bestreichendes. Der bedeutsamste Einwand wurde schon von dem berühmten Physiologen Johannes Müller in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgesprochen: Wenn diese außerhalb des Organismus gelegenen Einwirkungen das Leben aufreihen würden, dann müßte die organische Kraft vom Anfang eines lebenden Wesens schon abzunehmen beginnen. Der Hinweis darauf, daß bestimmte Organe in einem gewissen Lebensalter zu schwinden pflegen, führt auf einen gangbaren Weg für die Erklärung. Beim Kinde ist die sogenannte Thyreusdrüse, die im oberen Teile der Brusthöhle gelegen ist, einer allmählichen Verdrüsung oder Auflösung unterworfen. Weist sie schon in den ersten Lebensjahren verschwinden, ohne daß irgend ein äußerer Anlaß vorgelegen hätte und ohne daß eine Störung der Gesundheit dabei einträte. Bei reifen Frauen tritt regelmäßig erst in der Mitte ihres Lebens ein Schwinden der Geschlechtsorgane oder wenigstens ihrer wesentlichen Bestandteile ein, ohne daß das etwa den Tod herbeiführt. Diese zwei Beispiele zeigen, daß es in dem Entwicklungsstadium der Organe liegt, daß die Altersveränderungen das letzte Ende der Veränderungsreihe darstellen, die von den Organen durchlaufen werden muß. Der Mensch ist in allen seinen Teilen von vornherein nicht ein fertiges Wesen, sondern ununterbrochen Umbildung ausgeht. So muß denn wohl diese Entwicklungsreihe vom Ei zum sterbenden Weise in der Natur der Zelle, des lebenden Eiweißes, liegen als innere Bedingung, die jegliches Lebewesen als Mitglied mit auf den Lebensweg bekommen hat. Die anscheinende Gleichmäßigkeit des Zustandes im mittleren Lebensalter in der Vollblüte der Kraftentfaltung bedeutet nur, daß hier die wechselnden Veränderungen zu Keim sind, daß sie unserer Beobachtung im allgemeinen entgehen. Meiden doch die Neubildungen im Körper, die an die Vorgänge der Zellteilung gebunden sind, bis in das Greisenalter hinein; nur das Zeitmaß ihres Auftretens hat sich verringert.

Das Schwinden einzelner Organe im Körper kennzeichnet nachdrücklich den Weg des Lebensganges aller Organe. Früher oder später ergreifen solche Veränderungen jede zu einem Organ zusammengehörte Zellengemeinschaft. Dem Verbrauch an lebensfähigen Stoffe, wie ihn die Organleistungen mit sich bringen, kann die Neubildung nicht mehr gerecht werden, und nun tritt das Aufhören der Leistungen ein mit allen Folgen der ständigen Einwirkung auf das Gesamtgetriebe. Verjagt der Herzmuskel, so fließt das Blut nicht mehr zu den Organzellen, die alsbald von der Ernährung und Atmung ausgeschlossen oder ihrerseits außerstande sind, weiterzuarbeiten. Das bedeutet aber den Stillstand aller Leistungen des lebenden Körpers, das Kennzeichen des Todes.

Wenn also der Mensch in seinem Schen nach der Unsterblichkeit alles aufbietet, um die vor allen Dingen deutlich erkennbaren äußeren Bedingungen für den Zelltot zu überwinden, so ist ihm damit gleichwohl noch nicht das seit Alters gekannte Lebenselixier gegeben, das auch die in die Zellen selbst gelegten Bedingungen des Alters aus dem Wege zu räumen vermöchte. Nicht einmal dieses Alter geschlechts ist ihm die sorgsamste Beachtung und Verhütung aller Schädigungen.

Wir müssen uns mit der von der Erfahrung immerwährend bestätigten Tatsache abfinden, daß dem Leben, selbst wenn ihm von außen keine Schädigungen beikommen könnten, naturgesetzliche Grenzen gezogen sind, die in den Eigenschaften der lebenden Substanz selbst ruhen. Daß sie mit dem Chemismus des Lebensstoffes in Zusammenhang stehen müssen, ist mehr als wahrscheinlich, aber auf der Bahn der Erforschung dieser äußerst feinen Verhältnisse haben wir erst noch manchen Schritt zurückzuliegen, bevor wir zum Verständnis des Lebens kommen können. Eins scheint mir freilich ausgeschlossen: daß wir auf diesem Wege die Grenzen des Lebens je aufheben könnten.

Trotzdem gehört die Frage nach der Unsterblichkeit ebensosehr zu den Problemen des Lebens und des Todes, denn sie muß sich eingehend mit den Bedingungen für die Veränderungen an den lebenden Zellen beschäftigen.

## Mütterbriefe.

Ich weiß nichts, was mich so tief-innig berührt hat, wie die Briefe der Mütter. Nichts, was mir hier draußen zwischen Galten und Gerben so den Klauen an das Leben gestärkt hat und den Glauben an eine bessere Zukunft.

Da kenne ich eine Mutter. Keine von jenen Auch-Müttern, die die liebliche Pflege ihrer Kinder der Köchin, die geistige und seelische Erziehung dem Kinderfräulein überlassen. Nein, eine jener Frauen, die den Begriff „Mutter“ in seinem hehrsten und umfassendsten Sinn erfüllen.

Ich weiß nichts, was mich so tief-innig berührt hat, wie die Briefe der Mütter. Nichts, was mir hier draußen zwischen Galten und Gerben so den Klauen an das Leben gestärkt hat und den Glauben an eine bessere Zukunft.

Da kenne ich eine Mutter. Keine von jenen Auch-Müttern, die die liebliche Pflege ihrer Kinder der Köchin, die geistige und seelische Erziehung dem Kinderfräulein überlassen. Nein, eine jener Frauen, die den Begriff „Mutter“ in seinem hehrsten und umfassendsten Sinn erfüllen.

Da diese Frau all ihre Kraft und ihren Mut hernimmt, ist mir rätselhaft. Vier Kinder hat sie. Im Alter von zwei bis acht Jahren. (Ihre Mann ist seit Kriegsbeginn Soldat.) Schon in Friedenszeiten füllten vier frische, gesunde Kinder die höchsten Ansprüche an die Kraft und die Nerven eines Menschen. Wieviel mehr erst jetzt, während des Krieges. Und wie weich sie jedes Kind zu nehmen! Ihre Kleider, der man nur mit Liebe und Güte bekommen kann. Das Jüngere, dessen Eigenliebe mehr Energie erfordert als die drei andern zusammen. Wie sauber gehen sie stets gekleidet und wie prächtig sehen sie noch aus — trotz aller Nahrungsschwierigkeiten. Wer weiß, was das heißt: während des Krieges für vier Kinder sorgen zu müssen in einer norddeutschen Großstadt! Wieviel mehr an Kraft und Ueberlegung beansprucht das heute gegen früher. Und vor allem: wieviel mehr an Zeit.

Zeit! Ich glaube, der Tag dieser Frau zählt 48 Stunden. Findet sie nicht — neben der Ernährung, Bekleidung und Erziehung ihrer Kinder — noch Zeit für sich? Findet sie nicht noch hier und da ein Stündchen für ein gutes Buch, für ihre eigene Bildung? Ihrem Mann draußen im Schützengraben schreibt sie inhaltsreiche Briefe.

Und was sind das für löstliche Briefe! Wieviel Wärme und Freude und Heiterkeit strahlen aus ihren Worten. Mit welcher Anschaulichkeit, mit welcher sonnigem Humor weiß sie von ihrem Biergespan zu plaudern. Von seinen Streichen und Ergötlichkeiten.

Wie weich sie unsere sehnlichstkranken Sinne zu umgarnen, daß wir in blanke Kinderaugen zu sehen, ein helles Kinderlächeln zu hören glauben. Und ist, als ob ein roter Kindermund zu erzählen anfängt. Und dazwischen weiche Frauenlippen, die loden: Seid Ihr denn noch nicht lang genug draußen? Kommt doch heim! Kommt heim zu uns.

Wieviel Sehnsucht nach Heimkehr und nach Frieden liegt in diesen Briefen. Ohne viel Worte. Zwischen den Zeilen liegt sie. Gleichsam der Hintergrund, von dem alles andere sich heraushebt.

Ohne viel Worte. Denn sie wollen uns ja das Herz nicht schwer machen. Auch nicht mit Klagen und ihren Alltagsorgen. Wir sollen uns keine Gedanken machen um unsere Lieben daheim. Wir sollen den Kopf nur fest halten. Die zuhause werden schon durchhalten.

Dabei klingt doch wieder eine leise Sorge heraus, ob sie auch alles recht macht, damit die Seele ihrer Kinder keinen Schaden nimmt. Daß ihre kindlichen Körper sich trotz der Unterernährung gesund und kräftig entwickeln.

Witterkeit klingt heraus: Könnte nicht so manches besser sein? Unmut, wenn die wenigen Nahrungsmittel, die es gibt, in schlechtem oder verbotenen Zustand geliefert werden.

Wieviel praktischen Sinn, wieviel Sachverständnis haben diese Frauen. So mancher Volkswirt könnte von ihnen lernen. Und dann habe ich oft das Gefühl: Gewiß, diese Frauen, diese Mütter „gehören ins Haus“. Aber welches Glück für uns alle wäre es, wenn eine solche Mutter mit in der Regierung säße!

Diese Frauen und Mütter, sie werden auch noch für die Politik Zeit finden. Und wer zweifelt, daß sie, die mit soviel Klugheit und Verständnis in ihrem kleinen Kreis wirken, auch in einem größeren Kreis „ihren Mann“ stellen würden? Auch einem größeren Kreis eine Mutter sein könnten?

Mit Kopfschütteln und Bedauern denke ich an all diese Kräfte, die noch brach liegen. Die das Volksganze so gut gebrauchen könnte und so bitter notwendig braucht.

Freude und Anregung geben den auch aus, ihr lieben Mütterbriefe. Und das Bewußtsein: ihr Frauen und Mütter, ihr braucht die Augen nicht niedergeschlagen vor uns, wenn wir heimkehren. Wohl haben wir jahrelang unser Leben eingeseht, um euch und uns und unser Land zu erhalten. Doch unsere Arbeit war Vernichten und Zerstören. Die eure aber Erhalten und Schaffen und Aufbauen. Euer Leben — nicht das unsere — führt zur Höhe. Und dankbar anerkenne ich's: Eure Taten waren die wertvollsten. K. H.

## Schillertheater: „Der siebente Tag“.

Das vor Jahren im Komodienhaus aufgeführte Stückchen von Rudolf Schanzer und Ernst Belisch wurde bei starrer Darstellung mit Beifall aufgenommen. Das Hin und Her der oft recht munter pointierten Reime, mit denen die Schlagsabne der spielerisch erotischen Situationen garniert ist, hielt das Publikum trotz bedenkllicher Länge bis zum Schluß in angeregter Laune. Auch die Kostüme (des Hittewochenthemas ist in die Zeit des alten Fritz zurückdatiert), in ihrem Puz zu dem der Werke stimmend, halten beim Erfolge mit.

Ein etwas schwärmerisch angelegtes aristokratisches Dämchen sagt noch am Hochzeitsstage Zweifel, ob der von ihr Erlörene auch dieses Glücks genügend würdig sei und legt ihm auf der Hochzeitsreise eine sechsstündige Probefahrt auf, nach deren tollerloser Abfolierung erst der Examinand einer gnädigen Aufnahme in den Himmel versichert sein soll. Natürlich läuft die Sache so ab, daß der Gemahl, ein ins höchlich Galante übersehener Petrusio, unter dem Anschein, als fände er das alles ganz natürlich, die Rollen tauscht und gar nicht merken will, wie sie bald andern Sinnes wird und ihm die Wertigkeit gern verkürzen möchte. Und um das Ende doppelt gut zu machen, erhält am siebenten Tag denn zugleich die Freundin, eine junge Witwe, den lang begehrten Brautigam.

Die weiblichen Figuren waren durch Gusti Becker, Hanna Prohm und Elise Wafa ansprechend und pilant vertreten und unter den männlichen standen Alfred Brauns, junger Ehemann, Karl Elzer, gepoppelter Anbieter der jungen Witwe, und Robert Ahmann, spindelbürtiger niedriger Langmeister, an der Spitze.

## Notizen.

— Theaterchronik. Anton Tschekows vieraktige Komödie „Der Rischgarten“ wird demnächst in der Polibühne aufgeführt. Friedrich Kayler führt die Regie.

— Vorträge. In der Urania jeden Abend: „Auf Seesand.“ — Die Vortragsabende der Gesellschaft für Volkshilfungsbeginn: Theateraal, Amalbenstr. 57: 2. Oktober, 8 Uhr; Ausgewerbenausum: 8. Oktober, 8 Uhr; Aula Mealschule Bobbmit: 14. Oktobers: 6. Oktober, Sonntagmorgen 10 Uhr. Vortragsplan (10 Pf.) NW, Sünderger Str. 21.

— Der Verein von Freunden der Teplow-Sternwarte kann am 1. Oktober auf zwei Jahrzehnte seiner Arbeit zurückblicken. In dieser Zeit sind gegen 400 allgemeinerständliche Vorträge gehalten worden. Von der Zeitschrift „Das Weltall“, die den Mitgliedern ohne Nachzahlung geboten wird, liegt der 18. Jahrgang vor. Ueber eine Million Besucher haben in dieser Zeit die Sternwarte besucht. Der Jahresbeitrag beträgt 12 M. und gewährt zu allen Veranstaltungen Zutritt zu halben Preis.

— Die erste Eisenbahn auf Island. Zu den Ländern, die bisher noch von keinem Eisenbahnen durchquert wurden, gehört Island. Seine 80 000 Bewohner besitzen fast nur einen ganz schmalen Küstenstrich, und den Verkehr wird an der Küste billiger und einfacher mit Schiffen vermittelt. Erst neue industrielle Pläne, die bereits zu der Gewinnung von Kohle geführt haben, legten den Plan eines Eisenbahnbaues nahe. Die Bahn soll, wie der „Prometheus“ mittelst, Kenhavit mit dem im Inneren gelegenen Thingvallameer verbinden, dessen bedeutende Wasserkraft zur Gewinnung von elektrischer Kraft ausgenutzt werden sollen.

— Milch in Wöden. Que Versendung von Milch auf weiche Breiten hat es sich als zweckmäßig erwiesen, etwa ein Drittel der Milch in Wöden von 10 bis 12 Mikrogramm zu gewinnen. Mit diesen Wöden werden die durch schlechtleitende Stoffe gegen Wärme geschützten Versandbehälter von Schiffen oder Eisenbahnwagen zu einem Drittel befüllt; der übrige Raum wird mit feinstreife gemodert, auf 4 Grad gekühlter Milch aufgefüllt. Die so behandelte Milch hält sich drei bis vier Wochen.